

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Glas Orangenwasser. Ein Tragödienstoff

[urn:nbn:de:bsz:31-321934](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-321934)

Das Glas Orangenwasser.

Ein Tragödienstoff.

Si, was kümmert mich das, was die Welt sagt? rief die schöne Marquise von Guiffac mit einem Languedoker Accente, der einem jungen reizenden Munde noch eine Schönheit mehr verleihet.

Aber mich kümmert es, mich, Madame, schrie der Marquis, mit bleichen Wangen, gerunzelten Augenbrauen, zornfunkelnden Augen. Der Baron Darmelas folgt Ihnen überall nach, jeden Morgen schickt er Ihnen einen Strauß, und nicht allein nehmen Sie ihn an, nein, Sie tragen ihn —

Warum sollte ich die Sträuße nicht tragen, die immer aus den schönsten Blumen bestehen?

Darum nicht, Madame, weil durch dergleichen Dinge Hoffnungen angefaßt werden, die für mich beleidigend sind.

Und weiter?

Und das ist nicht Alles, Madame, fuhr der Marquis fort, mit zusammengebißnen Zähnen: selten eine Nacht, wo nicht eine Serenade Ihre Nachbarn an etwas erinnert, was der ganzen Stadt kein Geheimniß ist, daß der Baron Darmelas Ihnen seine Neigung weihet —

Ich liebe die Musik leidenschaftlich, das wissen Sie wohl — das heißt, Sie wußten es, ehe wir verheirathet waren, seitdem haben Sie es vergessen. Der Baron Darmelas denkt noch daran, das ist Alles.

Cesarine! rief der Marquis, mühsam an sich haltend, bringen Sie mich nicht auf's Aeußerste!

Gott bewahre mich dafür! versetzte die Marquise hingeworfen. Es ist meine Schuld nicht, wenn Sie überall Schlimmes sehen.

Ich sehe, erwiderte der Marquis, was Jedermann sehen kann, daß der Baron Darmelas ermuthigt wird, und Gehör findet. Ich sehe, daß er Ihnen überall nachfolgt — ich weiß, daß Sie ihm auf Ihren Spaziergängen begegnen — auf der Gardbrücke — ich weiß, daß Sie mit ihm an den Ufern des Gardon spazieren —

Kann ich allein gehen an so einsamen Orten?

Ah! Sie räumen es also ein?

Ja wohl, ich räume es ein, warum läugnen? Habe ich denn etwas zu verhehlen? Thue ich etwas Böses? Habe ich nur den Gedanken, etwas Böses zu thun? — Der Baron ist mir eine angenehme Unterhaltung.

Sie werden also auch gestehen, ohne Zweifel, daß Sie Briefe von ihm empfangen! rief der Marquis mit Hestigkeit.

Ich will Alles gestehen, was Ihnen beliebt, erwiderte ruhig die Marquise.

Cesarine! Cesarine! wiederholte der Marquis mit erstickter Stimme und feuersprühenden Blicken.

Was habe ich denn in der That Uebles gethan?

Was Sie Uebles thun? Das wagen Sie noch zu fragen, wenn Sie den Zustand sehen, in den Sie mich setzen!

Ist es meine Schuld, wenn Sie eifersüchtiger sind, als ein Spanier?

Da sollte man nicht eifersüchtig seyn!

Wenn mich die ganze Welt nach dem Scheine richtet, so wäre es an Ihnen, mich zu vertheidigen. Wer weiß es besser, als Sie, wie treu ich meinen Pflichten bin? Wer sollte weniger einer Pflichtvergessenheit mich fähig halten, als Sie?

Oh! sprichst Du die Wahrheit? rief der Marquis und fiel seiner Frau zu Füßen.

Dieser Zweifel, Marquis, bemerkte die schöne Marquise, und spielte mit der gleichgültigsten Miene mit dem Fächer, ist eine neue Beleidigung.

Cesarine! ich sehe Dich, behandle mich nicht mit dieser tödtenden Gleichgültigkeit! Warum willst Du spielen mit meiner Qual? Weißt Du nicht, daß Du leidenschaftlich geliebt wirst? — Verzeihung, wenn ich Dich beleidigt habe — verzeihe den Unsin meines eifersüchtigen Argwohns, den ich widerrufe — einen Blick, ein Lächeln, ich beschwöre Dich!

Ich will verzeihen, ich will einen Blick und ein Lächeln schenken — aber unter einer Bedingung.

Welche? welche? o nenne mir die Bedingung, ich unterwerfe mich ihr, sei sie welche sie wolle.

Cesarine sah ihren Mann an, lächelte unmerklich und sagte: Ich werde den Baron Darmelas so oft sehen, als mir gefällt.

Nimmermehr! nein, nimmermehr! rief der Marquis, und stand auf.

Und Sie werden volles Vertrauen in mich setzen und an meine Tugend

glauben, trotz dem Scheine, und trotz Allem, was man davon sagen möge.

Niemals, Madame!

Wie es Ihnen gefällig, Marquis!

Mir ist gefällig, Madame, daß von heute an jedes Verhältniß mit dem Baron abgebrochen werde. Mir ist gefällig, daß die Frau, welche die Ehre hat, meinen Namen zu führen, ihn achten soll, indem sie sich selbst achtet, und ihn Jedermann achtungswürdig macht.

Mein Gott! Welch eine Menge Achtung! rief die Marquise lachend.

Ihr Mann warf ihr einen niederschmetternden Blick zu, und verließ das Zimmer.

Mit einem Satz sprang sie auf, schob den Kiegel vor, und kehrte, fröhlich hüpfend und ihre niedlichen Hände zusammenschlagend, wieder um.

Er ist eifersüchtig! sagte sie in lustigem Tone, eifersüchtig wie ein Narr, eifersüchtig wie ein Tiger! — Ah, Herr Marquis, Sie verlangen, man soll unempfindlich seyn gegen kleine Aufmerksamkeiten, wenn es Ihnen nicht mehr gefällt, dergleichen zu erweisen! Nach Ihrer Meinung ist die Reihe an mir, anbetend vor Ihnen zu liegen — an mir ist die Reihe, Alles in der Welt zu thun, um Ihnen zu gefallen. — Ich muß Ihre Launen, Ihre übeln Stimmungen ertragen, und Alles vortrefflich finden, weil ich Ihre Frau bin — das werden wir sehen! — Ich soll Sie nicht auf's Aeußerste bringen! — In der That — wahrhaftig! — Wenn er aber den Baron herausforderte —

Bei dieser Idee blieb die Marquise nachdenklich vor dem Spiegel stehen.

Anfänglich betrachtete sie sich, ohne sich zu sehen; plötzlich bemerkte sie, daß ihr Kopfschmuck ein wenig in Unordnung war, sie klingelte ihrer Kammerfrau, zog den Kiegel zurück und ließ sich ankleiden, um auszufahren.

In dem Augenblicke, wo sie einsteigen wollte, besann sie sich. Sie sollte, nach Abrede, auf der Gardbrücke dem Baron zufällig begegnen. — Ihr Mann mußte es zuverlässig wissen — er würde wüthen — war dieß nicht gerade, was sie wollte? Mußte sie nicht durch Eifersucht eine Liebe wieder erwecken, die sie dem Erlöschen nahe sah? — Denn der Gatte gleich nicht sehr dem Liebhaber, in seiner Zärtlichkeit lagen nicht mehr jene überschwenglichen Schwärmerieen, jene Unruhe ohne Grund, jenes Schmolzen ohne Ursache, was alles ihr das Jahr, wo er gegen den Willen der ganzen Familie Cesarinen den Hof gemacht, mit solchem Reiz erfüllt hatte.

O, wie liebte er mich damals! rief die junge Frau, die sich nicht an die Liebe des Ehestandes, wie sie in ihrem Unmuth es nannte, gewöhnen konnte; sie begriff nicht, daß die tiefe aber stille Zärtlichkeit, welche sie einflößte, gerade das Süßeste sei, was die Welt gibt, daß das Vertrauen, die Offenheit, welche bei Ehegatten an die Stelle des haltungslosen Argwohn, der Unruhe des Liebhabers getreten, die überzeugendsten und schmeichelhaftesten Beweise dafür abgeben, daß von nun an mit der Liebe sich

Achtung gepaart habe — Cesarine sah darin im Gegentheil nur Gleichgültigkeit, ja Ueberdruß — und sie sagte zu sich: Ich will ihn eifersüchtig machen! Ich will ihm beweisen, daß ich noch geliebt werden kann bis zum Wahnsinn.

Und diesen gefährlichen Weg verfolgte sie mit aller Unbesonnenheit der Jugend. Wenn zuweilen einige Unruhe sich fühlbar machte bei dem Gedanken, daß ihr Gatte sie fähig halten könne, ihrer Pflichten zu vergessen, so entrüstete sie sich darüber: konnte man denn ernstlichen Verdacht gegen sie hegen, und ganz besonders er, den sie reich, schön, ausgezeichnet, allen Andern vorgezogen hatte?

Nach der Gardbrücke, sagte sie zum Lafaien, der am offenen Schlage ihres Befehls harrte.

Der Baron Darmelas wurde diesmal sehr übel behandelt, man begegnete ihm geringschätzig, spöttisch, fast zurückstoßend.

Bloße Koketterie, sagte er sich. Und dafür ist der beste Beweis, daß sie gekommen ist.

Bei der Rückfahrt war Cesarine übler Laune, und diesmal im Ernste. Es war am Baron ihr eine Geckenhaftigkeit vorgekommen, die aus Unverschämte streifte, und sie begann zu fürchten, daß sie zu weit gegangen sei, daß sie sich wirklich in den Augen der Welt kompromittirt halten müsse, und durch wen? und für wen?

Sie speiste allein. Der Marquis ließ sich entschuldigen, daß er nicht herunterkomme, unter dem Vorwand eines Geschäftes.

Er ist krank, vielleicht — krank aus Verdruß, den ich ihm verursache! sagte Cesarine zu sich. Wenn er mich noch liebt, wie muß er leiden!

Sie wiederholte sich in der Erinnerung die Scene des Morgens. Bald wünschte sie sich Glück, daß sie sich gleichgültig, unerbittlich gezeigt habe, bald tadelte sie sich ihrer Härte halber. — Sollte sie das Schauspiel besuchen? Der Baron Darmelas wollte dahin kommen, einzig um sie zu sehen, wenn auch nur für einen Augenblick, hatte er ihr gesagt; er war in der Stimmung, jede Thorheit von der Welt zu begehen — ehemals war der Marquis eben so gewesen — jetzt waren keine Thorheiten mehr nöthig, er war ihr Mann, er hatte ein Recht auf ungetheilte Liebe.

Ein lebhaftes Roth trat auf Cesarinens Wangen. Sie klingelte. Meine Pferde, befahl sie.

Als sie zurückkam, fand sie den Marquis im Salon. Bei seinem Anblick schreckte sie auf, und schien geneigt, umzukehren. Der Marquis lächelte bitter, näherte sich ihr, und reichte ihr die Hand, um sie zu einem Sessel zu führen, wo sie sich niederließ.

Nach einem so angenehmen zugebrachten Tage, sprach er in strengem Ton, ist es grausam, nicht wahr, Madame, sich den Vorwürfen eines Ehemannes ausgesetzt zu sehen! — fürchten Sie nichts, ich werde Ihnen keine machen; doch muß Alles sein Ziel haben, das Vergnügen, wie der Schmerz.

Dieses Ziel — wir wollen es jetzt erreichen, Sie und ich. — Es ist Ihnen sehr warm, — nehmen Sie dieß Glas Drangenwasser. Trinken Sie, Madame, ich will es!

Aber —
Trinken Sie, sagte ich Ihnen.

Cesarine nahm das vorgehaltene Glas.

Für mich den Rest! sagte er, es ihr rasch wegnehmend, und leerte es auf einen Zug. Ein wenig Geduld jetzt, sagte er, und setzte sich neben seine Frau nieder. Ich verlange nur wenig von Ihnen, nur einige Minuten Aufmerksamkeit, ehe die Wirkungen des Giftes sich fühlbar machen.

Die Wirkungen des Giftes!

Ja, Madame, wir sind Beide vergiftet.

Hülfe! Hülfe! schrie Cesarine und wollte nach dem Klingelzuge eilen. Aber ihr Mann hielt sie mit fester Hand zurück.

Seyn Sie ruhig, Madame, ich bitte Sie. Keine menschliche Hülfe kann uns retten.

Ruhig seyn! — Leonce, was haben Sie gethan! — Meine Mutter! o meine Mutter! wir sind vergiftet! — Hülfe! Hülfe! o mein Gott! Hülfe!

Auch ich werde sterben, Madame, mit Ihnen sterben.

Du wirst sterben! Du, Leonce! — Laß mich, laß mich — ich will Dich retten — auch gegen Deinen Willen —

Lassen Sie ab, zu rufen, Madame — es wird Niemand kommen. Wir bedürfen keines Zeugen, um diese Welt zu verlassen.

Aber des Beistandes der Religion bedürfen wir — Ihnen thut es Noth, Losprechung von einem doppelten Verbrechen zu suchen, wenn es möglich ist —

Und Sie, Madame?

Ach! Ich — ich bin unschuldig —

Unschuldig! — Sie!

Ach, Leonce! Du hast mich für schuldig gehalten! — Leonce, Du hast glauben können! Wie muß ich leiden! Ich einen Andern lieben als Dich! Leonce! Leonce! Erbarmen! Ich sterbe!

Der Marquis faßte seine Frau in die Arme; sie war bleich und entstellte, ihr Körper von krankhaften Zuckungen durchzittert. Er drückte sie unwillkürlich an's Herz, dann stieß er sie plötzlich von sich: — Sie haben mich betrogen! sagte er, und betrügen mich noch im Augenblicke des Sterbens!

Nein — nein — Leonce — ich schwöre es Dir — auf den Knien! — Und Cesarine fiel vor ihrem Gatten auf die Knie. — Niemals ein strafbarer Gedanke — nicht einmal ein Gedanke — ich glaubte, nicht mehr geliebt zu seyn — ich wollte — durch Eifersucht — die Liebe wieder erwecken — die mein Leben ist — mein Leben! und ich sterbe — sterbe von Deiner Hand — und Du fluchst mir! — Leonce!

Nein, ich fluche Ihnen nicht. — Also aus Liebe haben Sie mich gemartert! Aus Liebe haben Sie mein Herz mit eifersüchtiger Wuth erfüllt! Aus Liebe haben Sie mir das Leben zum Abscheu gemacht! Aus Liebe haben Sie mich in einen Wahnsinn gestürzt, der mich zum Verbrechen getrieben hat! — Oh! sprechen Sie, Cesarine, sprechen Sie, was hätte der Haß Schlimmeres gethan?

Cesarine schluchzte, den Kopf auf die Knie ihres Mannes gestützt.

Nun denn! Cesarine, ich habe Sie ganz anders geliebt, als Sie mich liebten! Ich hätte es auch versuchen können, durch Eifersucht ein Herz aufzuregen, das ich von einem Andern gerührt glaubte! Denn gewiß ist es, Sie haben mich einst geliebt —

Oh! ich liebe Dich noch immer!

Ich habe es nicht thun wollen. — Sie haben sich nicht geschaut, dem öffentlichen Tadel zu trotzen — Sie haben sich nicht geschaut, für eine Kofette zu gelten in den Augen jenes Mannes, der eine leichte Eroberung in Ihnen sah — Sie haben sich nicht geschaut, mir Trost zu bieten, — ich könnte ihn fordern, jenen Mann — ich könnte ihn tödten — Sie schaudern — Sie zittern für ihn —

Ah! Leonce! Leonce! — für Dich — für Dich allein!

Ich habe meine Beleidigung in mich verschlossen — ich habe Sie nicht durch ein öffentliches Aufsehen für allezeit beschimpfen wollen — wir werden zusammen sterben — Ah! wenn Du mich liebst, so muß dieser Gedanke Deinem Herzen wohlthätig seyn! — für immer vereinigt im Grabe — vereinigt für die Ewigkeit!

Die Ewigkeit! und schnell richtete Cesarine sich auf — die Ewigkeit! einen Priester, um des Himmels Willen! um uns zu hören — um uns loszusprechen!

Sie wankte und stürzte besinnungslos auf das Parkett.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf dem Sopha; ihr Mann, neben ihr kniend, hielt eine ihrer Hände in den seinigen.

D vergib mir, sprach er, vergib meiner Barbarei — Cesarine — ich habe mich rächen wollen — vergib!

Cesarine, bleich und starr, blieb regungslos und stumm — zuweilen schauderte sie zusammen, wenn der Gedanke an den nahen Tod lebhafter vor ihr Bewußtseyn trat.

Sterben! sterben mit zwanzig Jahren! sterben, wo das Leben noch so schön ist! sterben, im sicheren Besitz aller Lebensfreuden! sterben an Gift, unter Qualen — unter Martern! Er sagt, er liebe mich, und bringt mich um! — schrie sie, mit rascher Bewegung sich aufrecht setzend.

Das ist die Liebe, wie Sie, Cesarine, sie begreifen. Sie sagen ja ebenfalls, Sie lieben mich, und haben es sich zum Vergnügen gemacht, den bittersten Wermuth tropfenweise mir in das Leben zu gießen. — Du zweifelst an meiner Liebe — oh! — hast Du denn nie gefühlt, daß die Bärte

lichkeit eines Gatten ruhig und still ist, weil vertrauend! Die Stürme, die Du erweckt hast, gehören zu den Mitteln, welche eine Mätresse anwendet, um Bande fester zu schlingen, deren der Liebhaber sich zu schämen beginnt. Im Herzen des Gatten Eifersucht erregen, ist für die Gattin eine Beleidigung, für ihn eine Schande. Die Mätresse wird, Eines um's Andere, angebetet, verachtet und gehaßt — der Gattin gebührt beständige Liebe und Verehrung. — Cesarine, dir genügte es nicht, meine verehrte und geliebte Gattin zu seyn, Du hast als Mätresse geliebt seyn wollen, und Du hast Dich mir, Deinem Gatten, und der Welt, der Du Trotz botest, als eine leichtsinnige Frau gezeigt, die sich die heiligsten Eide zum Spielwerk nimmt! — Dich lieben, ohne Vertrauen in Dich — Dich lieben, ohne Dich achten, und an Dich glauben zu können, wie ich an mich selbst glaube — lieber sterben!

Ja, lieber sterben, als von Dir verachtet seyn! rief Cesarine, und ließ den Kopf ohnmächtig auf ihres Gatten Schulter sinken.

Am andern Morgen reisten beide Gatten nach einem Landgute, welches der Marquis von Guiffac in der Gegend von St. Guvati besaß.

Die schöne Marquise gedachte der empfangenen Lehre ihr ganzes Leben hindurch. Zuweilen doch, wenn, ihrer Meinung nach, ihr Mann allzusehr zu erkennen gab, daß er kein Liebhaber mehr sei, fühlte sie ein gewisses Verlangen in sich erwachen, ihm zu beweisen, daß es nur von ihr abhängt, wenn sie angebetet seyn wolle. Aber bald sagte sie sich wieder: Nein, nein! er hat mir zu viel Angst gemacht mit dem Glas Drangenwasser! Wer weiß, ob er nicht das Nächstmal mich im vollen Ernste vergiftete!

Sie bequeme sich also, sich die Liebe des Ehestandes gefallen zu lassen; das heißt, geehrt zu seyn als Gattin, geschätzt als Freundin, und gelangte nach und nach zur Erkenntniß, daß im häuslichen Leben der Frieden bei weitem vorzuziehen sei den Sturmgewittern der Liebe.



Beurtheilungen.

Ein Schloß am Meer. Roman von Levin Schücking. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1843.

Man ist in dem Volke gewöhnt, mit dem Namen Kritik den Gedanken an etwas Feindliches zu verbinden, man hält die Kritik überhaupt für negirend. Auch ich, der ich zur Beurtheilung eines Werks keine vorgefaßte Meinung mitbringe, der ich mich ganz in den Verfasser hineinzuversetzen suche, der ich am liebsten anerkenne, kann mich der Volksmeinung nicht ganz ent schlagen, da ich zur Beurtheilung eines Buches schreiten soll, das von einem Dichter herrührt, den ich liebe, mit einer Liebe, die noch aus den Zeiten einer reineren, besseren, absichtsloseren Jugend stammt. Levin Schücking möge hierin den Grund sehen, warum ich so lange mit der Besprechung seiner Dichtung gezögert habe, während doch die meisten andern deutschen Blätter Beurtheilungen derselben gebracht; ich hangte, vor der Oeffentlichkeit die kalten, allgerechten Maßstäbe der Kritik an ein Werk zu legen, dessen Verfasser mir persönlich theuer ist. Das Buch war meiner Seele wie ein lieber Gruß, aus dessen Schwingungen uns Erinnerungen und Mahnungen entgegen tönen. Es wurde mir schwer, das zu beurtheilen, bei welchem ich am liebsten sinnen und träu-

men mochte; und auch jetzt noch unterziehe ich mich ungern der Kritik, die mir sogar dem Dichter gegenüber eine Pflicht geworden ist, allein aus dieser Stimmung der Seele, nicht etwa, weil ich Bedenken trage, dem Verfasser gegenüber zu behaupten, daß neben den vielen und großen Schönheiten seines Werkes sich dem ruhigen Blicke auch mehrfache Mängel bemerklich machen.

Das glaube ich mir ersparen zu können, hier den Inhalt von „Ein Schloß am Meer“ anzugeben, nachdem es bereits seit längerer Zeit der Lesewelt vorliegt, und nachdem verschiedene Blätter Derartiges bereits gethan haben. Lieber werfe ich einen Blick auf das Leben des Dichters, so weit es mit der Anlage des Romans in einen Zusammenhang tritt.

Levin Schücking ist ein Hannoveraner von Geburt und hat Jurisprudenz in Göttingen und Heidelberg studirt. Ein äußeres Ereigniß war es, welches ihn zunächst bewog, die Aussicht auf eine Beamtenlaufbahn aufzugeben und sich ganz der Literatur zu widmen. Er zog sich nach Münster zurück, nach „dieser alten, denkwürdigen und durch das Gepräge eines individuellen und ungewöhnlichen Charakters in mancher Hinsicht höchst seltsamen Stadt,“ wo er in bedeutenden Kreisen ein lieber Genosse wurde. Dieses Münster ist es, welches er uns in

dem ersten Abschnitt von Schloß am Meer schildert; die stille Straße, das alte Haus, der seltsame Mann, sind treue Bilder aus jener Stadt, in welcher einst der westphälische Friede zu Stande gebracht wurde. Ich bin der Ueberzeugung, daß Schücking hier Manches aus allernächster Anschauung gezeichnet hat, ja ich glaube sogar hierfür noch darin einen Beweis zu sehen, daß in dem Buche verschiedene wirklich existirende Namen Westphalens, unter ihnen der des Helben, vorkommen. Während dieses mehrjährigen Aufenthaltes begann er auch thätigen Antheil an der Literatur zu nehmen, zuerst in Gupkow's Telegraphen, in dem einen Bande von dem literarischen Jahrbuch, in dem Jahrbuch für Kunst und Poesie (von Simrock, Freiligrath und Magerath) u. a. a. Orten und schrieb das malerische und romantische Westphalen, welches anfänglich Freiligrath unternommen hatte.

Im Herbst 1841 reiste er nach Meersburg am Bodensee, um dem Freiherrn von Laßberg, mit dessen Familie er befreundet, bei dem Ordnen seiner werthvollen Bibliothek behülflich zu seyn, die durch den Ueberzug von Eppishausen außer Ordnung gekommen war. Aber schon im Frühjahr rief ihn eine Anstellung als Erzieher und später als Reisebegleiter der Söhne des Fürsten Brede von dem schönen See, nach dem Gute des Fürsten in Salzburg, Mondsee. Hier, an dem neuen Aufenthaltsort, erlangt auch die Erzählung Schückings einen neuen Ruhepunkt, und wie in Münster die alte Architektur mit dem in sich abgeschlossenen Leben, so ist es hier die großartige, wunderherrliche Natur des Mondsee's, welche er mit voller Wahrheit vor uns hinaubert. Schücking fand sich bestimmt, die Beziehungen auf Mondsee zu lösen, und zog an den Rhein, nach St. Goar und nach Marienberg bei Boppard, wo sich ihm das Glück einer Liebe erschloß, nach welcher er nach Dichterart sehnsüchtig geträumt hatte. Im Herbst des vorigen Jahres ward Luise von Gall, auch eine begabte Dichterin, seine Gemahlin und zog mit ihm nach Augsburg, wo er eine Stelle an der Redaktion der allgemeinen Zeitung übernommen hat.

Es ist dies ein einfaches Leben. Ein anderes wäre es, wenn wir bei einem jeden Dichter die Träume wüßten, welche zwischen den farblosen Ereignissen der Wirklichkeit ihre bunten Brücken spannen. Von diesen Träumen gerade glaube ich, daß Schücking einen guten Theil in dem Schloß am Meer niedergelegt hat, ich glaube, daß Münster und Mondsee nicht die einzigen Zusammenhänge mit seinem Leben sind, aber leider lassen sich die übrigen nicht nachweisen wie diese. Das Schloß am Meer erscheint mir als eine poetische Nothwendigkeit, ähnlich wie der Werther. Alter Schmerz, alte Sehnsucht, ziellose Träume lagen noch in dem Dichter; sie mußten überwunden seyn von dem Eintritt in ein neues Leben. Er überwand sie, indem er sie zu einer außer sich gelegenen Erscheinung machte, er wurde sie los in der Dichtung.

Wende ich mich nach diesen Beziehungen, in welchen „ein Schloß am Meer“ zu Schückings Individualität steht, nach dem Werke selbst als einem Kunstwerk, so erkläre ich offen, daß ich dieses nicht für vollendet ansehen kann. Die Dichtung leidet an fremden Bestandtheilen; es ist mir manchmal, als ob Schücking eine Natur habe bilden wollen, und als ob ihm nachher dieselbe für ihren Standpunkt zu klein erschienen sei. Das Haupt war fertig, ein schönes, reines Angesicht, — aber er dehnte an dem Leibe, an den Gliedern, allein um das Werk für seinen Zweck gerecht zu machen. In dem Schloß am Meer, wie es jetzt ist, liegt das Material zu mehren Erzählungen; Alfieri und die Gräfin Albany, die Emigranten, Frau von Lescomte stehen nur in einem erzwungenen Zusammenhang mit dem Kern der Erzählung. Sie vergrößern dieselbe, ohne daß sie von ihnen belebt wird, ohne daß sie einen Umschwung von ihnen erleidet. Sehen wir aber von diesem Grundmangel ab nach dem Kern der Erzählung, nach den Gestalten Pauls, Luise's von Meerheim und Luise's von Dietburg, so empfinden wir ungestört allen unmittelbaren Glauben der Poesie, wir finden eine Romantik in dem schönsten Sinne des Wortes, welche in der Fülle ihres Schmelzes doch niemals die Realität verläugnet. Pauls Knabenliebe

und die Scenen auf der Dietburg gehören zu dem Gelungensten, was die deutsche Romankliteratur aufzuweisen hat. Kein tönendes Beiwort führt uns zu der Vermuthung, daß es der Dichter hier auf einen poetischen Eindruck abgesehen habe; aber die Poesie strömt uns aus jedem Hauche entgegen, weit mehr als da, wo wir in Manuel auf ein Gebiet geführt werden, auf welchem sich Schmerz und Poesie die Hände reichen sollen. Vollendet und vollständig aus den Eigenthümlichkeiten einer fremden Natur herausgeschrieben ist auch die kleine Erzählung „das Waidmesser.“ — Mit Rücksicht auf diese Eigenthümlichkeiten (denn sogar in den Mängeln liegen Verheißungen) bin ich der festen Ueberzeugung, daß das Schloß am Meer als der Beginn einer dichterischen Laufbahn anzusehen sei, und die Erzählungen Schüding's, welche gleichzeitig mit ihm erschienen, das Stiftdräulein (in den Dombausteinen) und Nur keine Liebe (in der Urania) habe ich als Siegel und Verbriefungen meiner freudigen Hoffnungen hingenommen.

J. E. B.

David und Jonathan. Lied der Freundschaft, das älteste und schönste aus dem Morgenlande. Von F. W. E. Umbreit. Heidelberg, Mohr. 1844.

Eine anspruchsfreie kleine Gabe, die zunächst veröffentlicht worden ist, um dem Freiherrn Joseph von Hammer-Purgstall, dem großen Schatzgräber des Orients, zu seinem siebenzigsten Geburtstag Glück zu wünschen, die aber gleichwohl auch eine höhere Beachtung verdient. Sie zeigt es, wie sehr die Poesie Gemeingut des deutschen Lebens, wie sehr sie ein eigentliches Lebenselement für uns ist. Der Verfasser der vorliegenden Dichtung, der durch seine biblische Exegese hochberühmte Gelehrte, der Mitherausgeber der theologischen Studien und Kritiken, will dem Freunde einen Gruß schicken; der ernste, forschende Geist taucht in das Reich der Poesie, die fleißige Hand nimmt die Harfe, der Gruß wird zur Dichtung, Umbreit lohnt dem Freunde „eine fünfundschwanzigjährige Treue mit dem Liede der Freundschaft, dem ältesten und schönsten aus dem Morgenlande,“

welchem Beide durch ihre Studien angehören. Die kleine Dichtung selbst ist einfach, anmuthig und rührend, die Poesie liegt in der Auffassung des Gegenstandes, nicht in einem dichterischen Reichthum des Einzelnen, in Glanz und Fülle der Bilder. Eine besondere Bedeutung erlangt sie noch dadurch, daß es die erste Thatfache der Freundschaftsfrage ist, welche hier poetisch behandelt wird, der Freundschaftsfrage, welcher der Orient und der Occident so manche schöne Dichtung verdanken, die im Occident häufig den Streit zwischen Liebe und Freundschaft zum Gegenstande hat, während dort die Freundschaft die ganze Gewalt, die ganze Innigkeit und Leidenschaft der Liebe behauptet. Auch zwischen David und Jonathan nimmt die Freundschaft die erste Stelle ein, ohne einen Konflikt mit der Geschlechtsliebe:

Theurer war mir Deine Liebe,
Als mir Frauenlieb' gewesen!

Eine reiche Entfaltung findet die Freundschaftsfrage in den Dichtungen Persiens, und hier ist es gerade Joseph von Hammer, welchem dieses älteste und schönste Lied der Freundschaft aus dem Morgenlande gewidmet wird, der in seinen schönen Redefünften Persiens uns auf die poesiereichsten dieser Gedichte mit ihrer glühenden, intensiven Leidenschaft hingewiesen und uns einigermaßen mit ihnen bekannt gemacht hat.

J. E. B.

Kurze Anzeigen.

(Folgende Werke eignen sich nicht zur weitaufgigen Besprechung in dieser Zeitschrift.)

— Vollständige Phrasologie der französischen Konversation von J. G. Bries, Professor zu Paris. Oldenburg, Schulze. Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. — Der Name des Verfassers, der schon viele Werke zur leichtern Erlernung der französischen Sprache herausgab, ist bekannt, und die mehren Auflagen, welche das Buch erlebte, zeugen wohl für seine Brauchbarkeit. — Von demselben Verfasser sind in derselben Buchhandlung auch noch *Proverbes et phrases proverbiales*, deutsch und französisch, erschienen.

— Kleine Akademie der zeichnenden Künste und der Malerei, von R. W. Hertel, Oberlehrer an der k. Prov. Gewerkschule zu Raumburg. Dieses Werkchen bildet den 134ten Band des neuen Schanplages der Künste und Handwerke, der bei B. F. Voigt in Weimar erscheint. Beigegeben sind 18 lithographirte Tafeln. Eine recht praktische

Anleitung für solche, die nicht im Stande sind, die Anleitung eines Lehrers benutzen zu können.

— Grundlinien einer Theorie der Zeichenkunst, als Zweiges allgemeiner Schulbildung etc. von G. A. Hippius, Lehrer der Zeichenkunst in St. Petersburg, nebst einem Heft Zeichnungen. Leipzig in Kommission bei Rudolph Hartmann. Ein gutes Buch, das höheren Ansprüchen genügt als das Vorhergehende.

— Von Racine's sämtlichen Werken, zum Erstenmale vollständig übersezt von Heinrich Viehoff (Emmerich, Romen) liegen uns 3 Bändchen vor. — Die Uebersetzung ist in fließenden Zamben. Racine müßte nach unserer Meinung in Alexandrinern wiedergegeben werden.

— Teatro italiano (Nr. 11). Berlin bei Schlessinger. Arnaldo da Brescia, Tragödie in 5 Akten, von Nicolini. Die früheren Hefte mit Werken von Nota, Fellico, Goldoni, Gozzi, Monte u. s. w. sind uns nicht zugekommen. Das Unternehmen, das Publikum mit dem Theater der Italiener bekannt zu machen, ist lebenswerth.

Von dem Répertoire du théâtre français à Berlin, bei demselben Verleger, erhielten wir: Mademoiselle Dangeulle, von Billeneuve; les mystères de Paris, le démon de la nuit, von Bayard.

— The London Echo, Sammlung von acht englischen Redensarten, Leipzig und Pesth, Verlagsmagazin.

Fortsetzungen.

— Von Duller's Maria Theresia und ihre Zeit (Wiesbaden, Beyerle), war in diesen Blättern schon die Rede. Wir können bei den neuen Heften, die vor uns liegen, nur das Lob wiederholen, welches wir früher dem fleißigen und talentvollen Verfasser schon gespendet haben.

— Von Martin Chuzlewit von Boz (Leipzig, Weber), sind uns nach langer Unterbrechung wieder zwei Bändchen zu Gesicht gekommen. Das Werk ist bekannt.

— Die Soldaten des Kaiserreichs (Leipzig, Weber), 1ste, 11te, 12te und 13te Hef. Das Interesse und die guten Abbildungen erhalten sich auf gleicher Höhe.

Gelegenheitliches.

(Das Akademie - Gebäude von Hübisch zu Karlsruhe.) Der große Baumeister, dem wir schon so viele schöne und herrliche Gebäude verdanken, hat so eben sein herrlichstes vollendet. Das Akademiegebäude zu Karlsruhe steht als ein wahrhaft unvergleichlicher Prachtbau da, edel und groß in seinen Verhältnissen, schön in seinem architektonischen Schmucke und überaus zierlich und korrekt in der Ausführung. Hübisch stellt in seinen Werken als Grundsatz auf, daß man das Große stets im Auge, das Kleine sorgfältig pflegen müsse. Er berechnet die kühnsten Sympregungen, thürmt Massen aufeinander mit sicherer Hand, und läßt dabei doch dem kleinsten Schmucke, dem zierlichsten Blättchen, sein volles Recht, dem Eindrucke des Ganzen zu dienen. Daher die überraschende Harmonie, die aus dieser reichen Mannigfaltigkeit uns anweht und es offenbart, daß es der Gedanke war, aus dem das Kunstwerk entsprang, daß nur der Gedanke den Künstler besetzte. Dieser Urquell alles Schaffens ist es, der leider den Schöpfungen der Gegenwart so häufig abgeht, und wir sehen meistens nur mühselig errungene Kombinationen, Häufungen

von sogenannten Effekten, oder slavische Kopien aus diesem und jenem Zeitalter, ohne zweckmäßige Vermittelung und ohne die Kraft des frischen aus sich Herausbildens. Solchen Eindruck machten uns besonders die meisten Neubauten in Stuttgart, so wie alles das, was Klenze zu München geschaffen, woselbst erst mit Gärtner der selbständige Gedanke sein Reich begründete. Das neue Akademiegebäude zu Karlsruhe zeigt an seiner Fronte eine wahrhaft majestätische Pracht. Weite, überaus schön geschmückte Lichter, die in wohl gemessenen Zwischenräumen die Mauer durchbrechen, deuten zunächst auf den Zweck hin, daß das Gebäude zur Betrachtung von Kunstwerken bestimmt sei. In der Mitte erhebt sich ein Vorbau mit kannelirten Säulen und reichen Kapitälern, der die Bildsäulen der Malerkunst und Sculptur aus carrarischem Marmor tragen wird. Der Unterstock ist von behauenen grünlischen Sandstein, der Oberstock aus Backsteinen ausgeführt. Die Basreliefs, das Fries, der Giebel, Alles ist mit außerordentlichem Geschmack gedacht und vollendet. Das Gebäude drückt auf den ersten Blick seine Bestimmung aus; es ist ein würdiges Denk-

mal um Kunstschätze aufzunehmen, ein Tempel, den Künsten geweiht. Dieses Aussprechen des eigentlichen Zweckes und diese symbolischen Andeutungen im Ganzen wie in den Theilen, in den Massen und Formen, in den Verhältnissen und Verzierungen, zeichnet eben die Werke des Künstlers aus, und hierin gibt sich das zu erkennen, was Hübsch besetzt und ihn zum Idealen leitet. Wir dürfen hier wohl nur die strenge, ruhige Würde der polytechnischen Schule, den großartigen Ernst und die durchgeführte Einfachheit des Finanzministeriums, den heistern Schmuck des Sommertheaters im Museumsarten, den zierlichen Glanz der Trinkhalle zu Baden, die tragende Festigkeit des Centralgefängnisses zu Bruchsal mit bewehrten Zinnen und Wachtthürmen, und endlich die prächtige Majestät des Akademiegebäudes, erwähnen, um das, was wir hier zum Lobe unseres geliebten Künstlers gesagt haben, genügend zu belegen. Trotz der reichsten Mannigfaltigkeit dieser Schöpfungen, erkennen wir überall den Meister sogleich heraus; seine Eigenthümlichkeit ist es, die wir in Allem, was er geschaffen, wiederfinden, er ist es selbst oder sein Styl, denn auch hier wie überall, ist der Styl der Mann selbst. Jenes kleine, unscheinbare Wohnhaus, das Hübsch einst in früherer Zeit gebaut hat, verräth ihn uns, diese freundliche Gärtnerwohnung gibt ihn uns zu erkennen und auch da, wo er bloß abändernd und umbauend erscheint, wie bei dem Stiegenhause und dem großen Saale des Museums, tritt er siegend vor uns, trotz aller Hemmnisse und Schwierigkeiten. So sehr wir es wünschen über alle diese Werke eine, in's Genaueste gehende Darstellung zu geben, so müssen wir uns doch hier bloß auf das Oberflächliche beschränken, und zwar zunächst in Bezug auf das Akademiegebäude. Der Eindruck, den die äußere Fronte auf den Beschauer macht, wird bei dem Eintritt in erhöhtem Grade fortgesetzt. Ein großes Vestibul nimmt uns auf, dessen kühne Gewölbe von dunkelrothen, gereißten Säulen getragen werden; an jeder Seite der Halle führen Gänge in die weißen Säle, die zur Aufnahme der antiken Kunstwerke bestimmt sind, unter denen eine Sammlung der gelungensten Abgüsse

von Bildsäulen und halberhobenen Arbeiten zu rechnen sind, die hier aufbewahrt werden sollen. Die Deckenwölbungen von gefälliger Form, werden auch hier von Säulen getragen, die jedoch von polirtem Marmor mit mehrfarbigen Kapitälern sind, während die Decken selbst, wie der obere Theil der Wände, treffliche Bilder, zweifarbig, im etruskischen Geschmack, zieren, zu denen Moritz von Schwind die Kartons geliefert hat. Sie sind im schönsten Geiste der Antike gehalten, und die Bewegung, die in ihnen herrscht, die Lebendigkeit der Auffassung, die Einfachheit der Ausführung, gewähren den lieblichsten und freudigsten Eindruck. Es drängt sich uns bei ihnen der Gedanke auf, diese klaren Darstellungen mit einer gutausgeführten Quartettmusik irgend eines großen Meisters zu vergleichen. Dort wie hier, begibt sich der Meister eines Theiles seiner bescheidenden Mittel, dort wie hier werden die reiche Pracht der Instrumentation wie der Farbengebung, die Wirkung von Licht und Schatten, die bezwingende Gewalt der Massen beseitigt, und die reine Harmonie der Gestaltung und ihrer Gliederung, die Idee in ihrer Unmittelbarkeit tritt uns klar entgegen. Wer hier innerlich arm wäre, zeigte es doppelt, wer aber hier anzuziehen weiß, ist auch innerlich überreich. Und diesen Beweis führt Schwind. Wo von der Ausführung erst Alles erwartet wird, da ist diese nur, und wenn man sich die glänzendste dächte, immer nur die glänzende Bemäntelung einer Lüge, die den dummen Haufen zu einem Beifalle stachelt, der dem Werke jedoch weder den Werth, noch dem Künstler den Ruhm verbürgen kann; vielmehr die Trostlosigkeit des Ganzen nur erst in ein desto verderblicheres Licht zeigt. Neben den Gemälden in zwei Farben, finden wir auch noch andere Säle, in denen sich Gemälde Grau in Grau befinden. Eine besondere Erwähnung verdient aber der Saal mit den Abbildungen der Städte, die den Künsten Pflege und Schutz gewährt haben. Jede Stadt wird durch eine Figur verfinstlicht, die in Farben *al fresco* ausgeführt ist. Venedig und Köln sind bereits beendigt, und hier zeigt sich Schwind's Talent von einer neuen Seite, nämlich die,

durch wenig Mittel, im kleinen Raume, eine sinnige Charakteristik zu entwickeln. Die strenge Colonia, die reiche Venezia bilden einen schönen Gegensatz, und man würde sogleich auf deutsches und welfisches Mittelalter hingeleitet werden, wenn auch nicht hier der geflügelte Löwe, dort das Kölnische Stadtwappen darauf brächten. Schwind's größte Aufgabe, die er hier zu lösen hatte, tritt uns aber erst entgegen, wenn wir eine der beiden Doppeltreppen, die aus dem Vestibul in's Obergeschoß führen, hinaufsteigen. Es ist dieß das reichhaltige Freskobild, der Weihe des Freiburger Münsters, von dem wir schon früher in diesen Blättern zu sprechen Gelegenheit nahmen, als der Meister noch mit seiner Vollendung beschäftigt war. Jetzt hat Schwind seine Schöpfung verlassen, und wir sollen sie demnach als vollendet betrachten. Allein wie wir sie erblicken, so ist sie es und ist es auch nicht. Die Komposition, ist wie Alles, was von Schwind kommt, von ungemeiner Kräftigkeit durchweht; nirgends fränkelsnde Gemachtheit, nirgends mühsam zusammengesuchte Bestandtheile; es ist Alles ein Guß und ein belebend wirkender Geist. Allein in dem Einzelnen muß manches unerklärt bleiben, wenn man sich nicht die innerste Eigenthümlichkeit dieses Künstlers aus seiner eigenen Erscheinung hinzuzudenken weiß. Von diesem Mittelpunkte ausgehend, sollten Darstellungen aus der Geschichte des Landes, die sich an Burgen und sonstige Denkmäler knüpfen, zu den beiden Endpunkten führen, die jetzt durch Johr's Meisterhand bereits zur vollständigen Anschauung gediehen sind: der Untergang des Heidenthums und der Beginn des Christenthums in deutschen Gauen. Diese Bilder sind wahrhaft herrlich und wahrhaft deutsch, den tiefsten Gedanken aussprechend, erregen sie warm und wohlthuend das Gemüth. Johr offenbart sich hier als das, was er im innersten ist, als deutscher Maler. Auf der einen Seite des langen Ganges, der für die Kupferstichsammlung bestimmt ist, erblicken wir eine schöne Landschaft. Eine hügelige Gegend flacht sich sanft gegen das Meer hin ab, dessen ausgetretene Gewässer an der Küste sichtbar sind, und von einem glühenden Abendhimmel bestrahlt werden. Es ist

der Abend einer untergehenden Zeit. Ein dunkler Eichenhain, in dem sich die Wobanssäule, der Dpfertisch und andere Male alter Gottesverehrung zeigen, wie von geheimnißvollen Schauern durchweht, von Steinen im weiten Kreise eingezogen; Pühnengräber, das Denkmal eines Anführers, Alles versinnlicht die Bedeutung des Ortes. Im Haine sehen wir zwei Druiden wandelnd, im Vordergrunde, wo der heilige Quell aus seiner Einfassung hinsprudelt, sitzt ein Barde mit der Harfe. — Am andern Ende weht klarer Morgen, der frische Buchenwald wird von ihm durchzogen, die leichtbelaubten Zweiglein der alten Buchen spielen im Winde; die Säule liegt umgestürzt da, der Dpfertisch, auf dem noch am Abende geopfert wurde, steht verlassen, Gruppen von Deutschen haben sich um den Apostel der neuen Lehre geschaart, der mit Fahne und Kreuz sie ihnen verkündet. Diese überaus sinnigen Landschaften, die bis in dem scheinbar Zufälligen, nur einer Idee huldigen, fesseln den Beschauer für lange Zeit. Die Ausführung ist in enkaustischer Weise und so vollendet, daß kein Wunsch mehr übrig bleibt. An den Decken aller dieser Räume, Säle und Gänge schweben bald leichte Arabesken, bald größere Kompositionen, die ebenfalls von Schwind entworfen sind und von seinen Schülern ausgeführt werden. Bei den Schülern, unter denen sich bereits sehr tüchtige hervorthun, von welchen wir hier bloß Lucian Reich erwähnen wollen, denken wir mit Behmuth daran, daß wir hier die Aussicht auf eine Schule gewonnen hatten, die wir vielleicht nun aufgeben müssen. Es waren in der That hier durch das Zusammenwirken so tüchtiger Meister, wie Hübsch, Schwind, Johr Elemente da, um größere Hoffnungen zu wecken. Schwind hat uns aber verlassen, und ob Johr bleiben wird, wenn seine Arbeiten vollendet sind, wer möchte es verbürgen? Was die Baukunst betrifft, so besitzen wir noch andere tüchtige Meister in diesem Fache: Fischer, Berk Müller, Hochstetter und Eisenlohr, der bei dem großen Werke der badischen Bahnhöfe eine so eigenthümliche und konsequente Durchführung offenbarte, welche diese Bauten zu schönen Denkmälern der Kunst werden ließ. Wahrlich

diese Männer, Häbſch an der Spitze, bilden einen Schatz, deſſen Reichthum faſt für ein Land von dem Umfange des Unſrigen, zu groß genannt werden könnte; wer wollte ſich aber darüber beklagen, daß er zu reich iſt? und wer vollends in unſerer Zeit, deren Fortſtreben es an Gelegenheiten nicht fehlen läßt, tüchtige Talente wirksam zu beſchäftigen. Von den beiden marmornen Bildsäulen, die den Vorkbau des Akademiegebäudes zu ſchmücken beſtimmt ſind, iſt die Malerkunſt faſt vollendet. Der ältere Reich, dem wir das Siebelfeld an der Trinkhalle zu Baden verdanken, liefert hier einen neuen Beweis ſeiner großen Befähigung. Die Statue iſt ſchön gedacht; der Ausdruck erhaben, die Gewandung einfach und großartig. Der Kunſtſchatz, den die Akademie aufnehmen wird, iſt der Zahl nach zwar nicht ſehr bedeutend, doch iſt Ausgezeichnetes von ältern und neuern Meiſtern vorhanden. Auch hier begegnen wir Schwind und Joch, Auguſt v. Bayer, Kirner, Helmsdorf, Frommel, Ellenrieder, Alle die Unſrigen, in werthvollen Werken. Von ältern Deutſchen, Italienern und Niederländern ſehen wir manches herrliche und ſchöne Bild. Die Kupferſtichſammlung iſt überaus reichhaltig und enthält koſtbare Blätter, um deren Klaffifikation ſich der geachtete Künſtler und Galleriedirektor Frommel ein großes Verdienſt erworben hat.

(Verſammlung der Land- und Forſtwirthe zu München). Die enge Verbindung von Wiſſenſchaft und Leben bildet den auszeichnenden Charakter unſerer Zeit. Dieß zeigt ſich beſonders auch in der Landwirthſchaft. Wer weiß nicht, welchen mächtigen Einfluß die Chemie in unmittelbarer und die beſonnenere Nationalökonomie in mittelbarer Weiſe hier ausübt. Alle Gebiete des Lebens haben die Stufe der bloßen Naivetät überſchritten und müſſen ſich von der Wiſſenſchaft und Erkenntniß neu organiſiren laſſen. Mit der Rückkehr der Wiſſenſchaft zum Leben zeigt ſich auch noch eine andere folgerechte Erſcheinung. Männer, die auf der Höhe zeitgenöſſiſcher Bildung ſtehen, lehren wiederum zurück zu den Uranfängen des Kultus, der Landwirthſchaft und zur Beſthätigung in derſelben. Dieß wird zu einer ſchönen Harmonie der Zeitbeſtrebungen füh-

ren, wie ſie uns in einzelnen Geſtalten des Alterthums aufbewahrt iſt. In allen Gauen unſeres Vaterlandes treffen wir Männer, die den allgemeinen Beſtrebungen der Gegenwart mit geläutertem Geiſte zugewendet, eine ſtille Buht inne haben, in welcher ſie den Geiſt der Zeit vertreten, der alle Thätigkeiten mit neuem Leben durchdringt. Unter dieſen ſteht der Freiherr von Cloſen auf Oern in Baiern in erſter Reihe. Bekannt als ein eifriger und klarer Vertreter der Humanität, der vaterländiſchen Ehre und Kraft, widmet er ſich ſeit ſeinem Rücktritte aus der obern Leitung des Staates der Hebung des Ackerbaues und der Volkszuſtände überhaupt. Von demſelben liegt uns das Programm für die Verſammlung der deutſchen Land- und Forſtwirthe vor, die am 30 September dieſes Jahres in München beginnen ſoll. Die Fragen, die hiebei nach früheren Beſtimmungen zur Erörterung kommen, und die die runde Zahl von hundert ausmachen, enthalten die zeitgemäßeſten Aufgaben und Probleme, aus denen man den von uns angedeuteten Geiſt der Verbindung von Wiſſenſchaft und Leben erkennt. Wir können natürlich keine hier zur Vordebatte bringen. Nur zu der Frage 6 erlauben wir uns eine flüchtige Bemerkung: „In wie weit darf und ſoll der Landwirth auf Kunſt und Schönheit in ſeinen Einrichtungen und Unternehmungen Rückſicht nehmen?“ Schon in der Stellung der Frage „In wie weit“ erkennen wir die richtige Vorausſetzung, daß die Frage „ob“ als entſchieden betrachtet wird. Und dieß liegt ganz im Geiſte der Gegenwart. Schönheit und Kunſt, wie Alles Höhere ſoll nicht mehr bloß ein jenseitiges vom wirklichen Leben getrenntes ſeyn. Wie die Schönheit erſt dann eine wirkliche geworden iſt, wenn ſie ſich in dem individuellen Leben, wie in dem Geſchmacke des Haushalts, der Wohnung u. ſ. w. geltend macht, wenn ſie nicht bloß in Kunſtwerken als ſolche hervortritt, ſondern die täglichen Bedürfniſſe und Umgebungen gewiſſermaßen durch ihr Innewohnen verklärt, ſo ſoll auch die Landwirthſchaft die Verbindung des ſogenannten Niedern und Höhern aufzeigen. Die Frage „wie weit“ bedarf allerdings einer genauen Abmarkung, um hiebei nicht in Spielerei zu

verfallen. Es wäre daher gewiß von Interesse für das allgemeine Publikum, die Aussprüche der Versammlung hierüber zu vernehmen. Mögen wir wieder der Zeit entgegen gehen, da, wie im griechischen Alterthume, die Begriffe: gut, nützlich und schön in Einem zusammenfallen.

(Ein Wörtchen von der Schönheit.) Alle Tage werden uns neue Schönheitsmittel angeboten: Wasser, Salben, Essenzen, für die Haare, die Zähne, die Augen, die Haut, die Hände und die Füße. Es ist fast nicht möglich, Alles zu lesen, Alles zu prüfen, was darüber geschrieben und was erfunden wird. Eins aber ist es, was wir dabei empfinden. Entweder ist die Erhaltung der Schönheit eine große Aufgabe unserer Zeit, oder sie ist heutzutage gar nicht mehr zu finden, und man sucht auf Mittel, sie wieder hervorzurufen. Wie wir glauben, ist die Schönheit noch vorhanden, allein wir sind nur über den Geschmack nicht einig. Das einfältige Wort: über die Geschmücke ist nicht zu streiten, hat einer großen Verwirrung Bahn gebrochen. Jedes Klima hat seine besondere Art von Schönheit. Ist im Süden die Schönheit eine reife Frucht, die von der freien Sonne nichts begehrt, als den Strahl um sie zu färben, so ist sie bei uns im Norden eine Treibhauspflanze, welche der Pflege bedarf, um sie zu großer Hitze wie der verderblichen Strenge der Witterung zu entziehen. Zu dieser Frist, wo die reine und ursprüngliche Schönheit der Gestalt immer seltener wird und sich immer mehr verliert, müssen die Frauen desto sorglicher darauf bedacht seyn, den kurzen Lenz ihrer Reize zu schonen. Sie müssen es mit ihrer Schönheit gerade so halten, wie jene prunkenden Redner, bei denen der Styl die Gedanken ersetzen muß. Wir wollen unsere Meinung in einigen kurzen Sätzen hier aussprechen. Die Schönheit ist das Einzelne; das Reizende ist das Zusammengefaßte. Die Natur bedarf der Kunst. Ein wenig Gefallsucht, im bessern Sinne, gehört zur Schönheit, wie das Salz zu den Speisen. Unser Blick ist stets strenge für die Unvollkommenheiten der Gestalt, aber eben so nachsichtsvoll für die unbedeutendste Anmuth bei Häßlichen. Die gewöhnlichen Gedanken,

die häufigsten Gefühle, drücken sich in den Zügen aus. Seid glücklich und zufrieden, und ihr werdet schön seyn. Mit manchen Gesichtern ist es, wie mit manchen Moden; den Beifall, den sie erhalten, bedingen die, welche sie tragen. Bewegung, Haltung, Wahl der Kleidung, sind der Schönheit, welche zu gefallen sucht, das was die Begleitung der Stimme im Gesange ist. Hieraus kann gefolgert werden, daß die Schönheit dem Auge gewährt, was die Tonkunst dem Ohre. Die Physiognomie ist der Geist der Schönheit. Das Gefühl ist den Gesichtszügen, was der Funke der Elektrizität, was der leise Wind, dem leicht beweglichen Laube. Ohne diesen, kein harmonisches Rauschen, ohne jenen, kein plötzlicher Glanz. Jede Schönheit ohne Gefühlsausdruck ist dumpf, stumm, todt.

(Mein Verfolger.) Ich bin vor drei Wochen aus Norddeutschland abgereist, um nach dem schöneren Süden zu gehen. Ich war noch nicht lange gefahren, so war mir ein Gast zur Seite, der nicht weichen wollte, Auf jeder Station begegnete ich ihm, und wie schnell auch der Postillon fahren mochte, wo ich ankam, da war er auch schon. Er verfolgt mich auf Schritt und Tritt; und doch ist er nicht mein Gläubiger, ich sehe in gar keiner Verbindung mit ihm, ich habe niemals ein Wort zu ihm geredet.

Weil er von einer hohen und erhabenen Herkunft ist, glaubt er mir eine Günst zu erzeigen, wenn er zu mir herniedersteigt. Ich danke für diese Gnade!

Ich kam nach Heidelberg; auch in Heidelberg war er, ich fand ihn überall, wohin ich mich wenden mochte. Zu rechter Zeit fiel mir noch ein, daß er Heidelberg vorzugsweise zu seinem Lieblingsaufenthalte erwählt hat, daß ihn sogar das Volkslied

Heidelberg, du schöne Stadt . . .

deßhalb besingt. Ich reiste also ab und kam nach Karlsruhe. Des Morgens fand ich ihn vor meiner Thüre, und des Abends hatte er sie noch nicht verlassen; sogar alle Angst mußte ich haben, daß er unverschämt genug seyn und bis in mein Schlafzimmer dringen werde; denn das Haus, in welchem ich wohnte, war von Weinbrenner'scher Konstruktion, und also nicht sehr solid gebaut.

Gleichwohl ist er nicht mein Freund; er ist kalt gegen mich, eiskalt. Was will er nur bei mir thun? Ich habe ihm entrinnen wollen auf alle Art, vergebens! Wo ich mich hinwende, klammert er sich an meinen Arm, klebt sich an meine Fußsohlen, quält mich, durchschauert mich. Ich kann nichts thun, als zu Hause bleiben, wohin der Unselige noch nicht gedrungen ist. Ich vernachlässige die Gegend, meine Freunde, meine Verbindungen, ich sitze einsam in meinem Zimmer und wünsche ihn aus vollster Seele zum Hente, — diesen verfluchten Regen! —

— Der Professor Reinwald, dormalen in Berlin, hat die Elogien J. B. Andrea's auf Gustav Adolph kürzlich neu herausgegeben und dem Gustav-Adolphvereine gewidmet; wir wissen nicht, warum und wem zum Nutzen. Die Reden Andrea's waren gleichzeitig, sie waren Parteischriften. Was soll nach zweihundert Jahren das Erneuern solcher einseitigen Parteideklamationen, die nicht in die Geschichte eingreifen, die gar keine historische Bedeutung haben? Gustav Adolph gehört der Geschichte an, diese hat ihn, unbekümmert um solche Gedächtnisschriften, gewürdigt; und weil es neben der Religionsansicht auch noch eine Reichsansicht gibt, ein Festhalten an unserer alten Verfassung und Nationaleinheit, ein Zorn gegen alle Störungen derselben, gegen die Freunde und Feinde, welche sie gebrochen haben, so wollen wir uns wohl Gustav's persönliche Erscheinung mit Anerkennung festhalten, aber doch der Kugel nicht zürnen, welche ihn bei Lützen niederstreckte. Die ganze neueste Geschichtschreibung dieser Zeit, wie sie sich in Barthold, K. A. Menzel, Mailath u. s. w. darstellt, ist über den König von Schweden und seine Stellung zu unserer Nation zu einer entschiedenen Ansicht gelangt; und nur eine Reihe von Theologen, welche sich geflissentlich außer der Geschichte halten, ist es, welche diese ignoriert und den Namen Gustav Adolph nach zwei Jahrhunderten noch immer als Banner deutscher Bestrebungen erhebt. Jede neue Forschung, die Veröffentlichung jeder neuen Thatsache über Gustav Adolph wird uns gewiß zu Dank verpflichten; nur mit der Erneuerung solcher Parteidäch-

nisschriften ist nichts gefördert, nur geschadet. Es sollte uns gar nicht wundern, wenn aus Baiern ein Elogium Tilly's erneuert würde — wie ja schon einmal ein Tilly-Verein, beispielsweise dem Gustav-Adolph-Vereine gegenübergestellt wurde —, und wenn, statt ruhiger, historischer Forschung und leidenschaftsloser Abwägung, neben den vielen Parteinamen der wirklichen Gegenwart es haben und drüben nach zwei Jahrhunderten wieder ertönte: Sie Gustav Adolph! Sie Tilly!

— Der Graf Alexander von Württemberg ist in der Stiftskirche zu Stuttgart in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt worden. Er ruhet jetzt, — er war eine von den Naturen, welchen man wohl die Ruhe wünschen kann, eine von jenen Erscheinungen, welche entweder zu spät oder zu frühe gekommen sind. Schön, stolz, edel, ritterlich strebte sein Herz nach Thaten. Thaten? — wo gibt es Thaten? Er klagte seinen Schmerz aus in den Liedern eines Friedenssoldaten und starb endlich, müde von dem Frieden, während der Kampf seine Heldennatur niemals ermüdet, sondern nur höher gehoben haben würde. Alexander von Württemberg war einer der letzten Ritter in dieser Welt; die letzten Ritter werden selten, wie die letzten Hirsche, um welche er einst klagte, und stolz gehen sie einst aus der Welt, in welcher das Geheimniß der Wälder gelichtet, Alles gleich und Alles nützlich gemacht ist. Der Dichter der Sturmlieder ist nicht im Sturm gefallen, die Zeit hat keine Stürme mehr. Die freiesten Busen ersticken in ihrer Malaria, und nur wer es versteht mit halber Brust zu athmen, nimmt zu wie an Jahren, so an Geld und Gut und Ansehen.

— Weitling, der bekannte Kommunist, theilt ein Schicksal mit Napoleon. Als dieser noch in Macht war, hieß er allgemein Napoleon und: der Kaiser. So pfl egten auch die Zeitungen mit Weitling's Namen, als sein Prozeß noch währte, fortwährend Beiwörter zu verbinden, die seine politische und literarische Stellung bezeichneten. Seit er aber nach Magdeburg ausgeliefert ist, und seit man ihn unter die Soldaten hat stecken wollen, sind die Zeitungen schneller

fertig, sie nennen ihn kurzweg den „Schneider Weiting“, obgleich sich derselbe seit lange nicht mehr mit der edeln Schneiderei befaßt hat. Wenn die Herren in ihrem Hochmuth konsequent seyn wollten, müßten sie manche literarische Größe, die aus ähnlichen Verhältnissen hervorgegangen ist, mit ähnlichen Titeln benennen. Es wäre gewiß originell, aber doch nur folgerichtig, wenn heutzutage Jemand, der von Gervinus, dem Hochverehrten, spricht, ihn den „Kaufmannslehrling“ Gervinus titulirte.

— Die Kölner Sänger, welche neulich in Gent den Sieg davon trugen, erreichten diesen mit dem herrlichen Chöre unseres bei Weltem nicht genug anerkannten Liederkomponisten Konradin Kreuzer und mit dem Trallalied des leider zu früh verstorbenen Ferdinand Ries. Ehre den deutschen Sängern, aber auch Ehre den deutschen Sangesmeistern, von denen der Eine noch unter uns wirkt und umherirrt im Lande und in der Fremde und die bleibende Ehrenstelle nicht findet, die man ihm entgegentragen sollte.

— Französische Blätter beschwerten sich darüber, daß in unserer friedlichen Zeit überall in Aemtern und Stellungen, die nicht entfernt etwas mit dem Militär zu thun haben, Uniformen eingeführt werden, daß die Polizeidiener das Aussehen von Offizieren bekommen, und daß die Schweizer der Kir-

chen und die Jäger, welche ihren Platz hinten auf dem Wagen haben, mit Generals-epauletten prunken. Beide Theile dieser Beschwerde finden auch auf Deutschland ihre volle Anwendung. Wir kennen Städte, in welchen die Polizei- oder Rathsdienere die Uniform von bairischen Obersten haben; — aber weit betrüblicher ist die andere Seite, daß jeder Stand, jede Korporation seine eigene Uniform haben will. Wir erinnern unsere uniformmächtigen Landsleute an das Wort eines hochverdienten preussischen Staatsmannes, der auf einem Feste einen Offizier außer Dienst, nun auf einem benachbarten Gute lebend, in der alten Uniform sah und ihn ernst fragte: „Warum haben Sie den Rock eines Dieners dem Rocke eines freien Manns vorgezogen?“

— Die Engländer sind doch in Allem großartig, in Erfindungen, öffentlichen Unternehmungen, in ihrer Freiheit, in ihrer Nationalschuld, — auch in Privatschulden. Neulich machte ein junger Mann, er soll Lord Sunningtower heißen, Bankerot, — seine Passiva belaufen sich auf 87,000 Pfund St. (1,044,000 Gulden) und seine Aktiva (man höre und staune!) auf 35 Pfund (420 Gulden), die Kleider mit eingerechnet, welche er auf dem Leibe hat. Der Konkursprozeß, der bereits eine geraume Zeit währt, soll merkwürdige Aufschlüsse über das Leben der vornehmen englischen Jugend geben.

Nachrichten.

(Berlin). Unter die Säulen in der Vorhalle des Museums sollen, nach Angabe des Königs, die Bildsäulen Winkelmann's und Schinkel's gestellt werden. Von der letzteren hat der Bildhauer Friedrich Dieß bereits das lebensgroße Thonmodell vollendet. Wenn auch das Museum selbst Schinkel's bestes Denkmal ist, gleichwie der Straßburger Münster das Erwin's von Steinbach, so hat doch der Gedanke etwas sehr Schönes, daß uns unter den Hallen, welche er gegründet, sein Bild sogleich in voller Lebenswahrheit entgegentritt. — Im Hotel der englischen Gesandtschaft wurde kürzlich eine

Cantate des Grafen von Westmoreland, der Raub der Proserpina, ausgeführt, zu welcher derselbe außer den mitwirkenden Herren und Damen eine glänzende Gesellschaft eingeladen hatte. Man lobt sowohl den Gehalt dieses Musikstücks, als die Aufführung. Auffallend ist es, mit welcher Vorliebe sich die höhere Gesellschaft der musikalischen Schöpfung zuwendet. Da man gegenwärtig so viel probirt, historische Konzerte u. dgl. veranstaltet, so könnte auch wohl ein gründlicher Verächter des Bürgerthums auf die Idee kommen, in einer musikalischen Unterhaltung nur Stücke von hocharistokratischen

Komponisten ausführen zu lassen. Man fände hier den Herzog von Koburg, den Prinzen Albert, den Kronprinzen von Hannover, den Prinzen Moriz von Nassau, den Grafen Westmoreland u. v. A.

(München). Die bayerischen Lokalblätter sind bekanntlich stark in Ankündigungen aller Art (nicht bloß in eigentlichen Inseraten); kürzlich lasen wir: „Am Montag (es war der 15 Juli) findet zu Neuberghausen eine Festproduktion zur Nachfeier des allerhöchsten Geburtsfestes J. M. der Königin statt. Unser wackerer Musikmeister Streck, der Liebling des Publikums wird bei dieser Gelegenheit das grandiose musikalische Manöver „Ausbruch des Besuv's“ wiederholen. Ferner soll ein mächtiges Feuerwerk die weiten Räume der Luft erleuchten und himmelanstreben werden Bomben, Feuerräder und Höllenmaschinen einen himmlischen Anblick gewähren. Der Besuv soll fürchterlich speien und zwar unter Begleitung der lieblichsten Töne der Instrumente.“ — Wenn der Besuv und die Musiker den Mund so voll genommen haben, wie diese Ankündigung, so wird der Lärm groß genug gewesen seyn. Die Münchener sind glücklich; wohlfeiles Bier und „Höllmaschinen mit himmlischem Anblick“, panem et circenses, was wollen sie mehr?

(Baden). Das erste Konzert in gegenwärtiger Kurzeit, das einer besondern Erwähnung werth ist, fand am 20 Juli im Konversationshause statt. Der Tenor der komischen Oper zu Paris, Herr Roger, ließ sich hören und erlangte wegen seines überaus schönen und gefühlvollen Vortrags großen Beifall. Rosenhain entzückte Alles durch den gebiegenden Vortrag auf dem Flügel und auch Panofka trug seine Sachen auf der Violine mit Beifall vor. Der letztere Künstler besitzt das Geheimniß der breiten, deutschen Manier, die von den Sprüngen und Kunststückchen der Welschen nichts wissen will, wir wünschten ihn deshalb in Molique'schen Konzerten zu hören, oder in eigenen, wenn er deren geschrieben hat. — Tony Johannot und der Feuilletonist Eugen Guinot waren, oder sind wahrscheinlich noch hier anwesend, um die Vorstudien zu einem illustrierten Buche

über Baden-Baden zu machen. Wir haben dieses arglos hingenommen, wir haben uns sogar gefreut, da von dem tüchtigen Johannot und von dem geistreichen und gewandten Guinot etwas Ordentliches und Lebendiges zu erwarten steht. Die Revue de Paris faßt indes die Sache anders auf, sie steht in ihr nichts, als eine Spekulation des Spielwärters Benazet. Ein Feuilleton, meint sie, sei ein verbrauchtes Mittel, aber ein Buch — das ist etwas Neues. Benazet gewinnt also einen Buchhändler und einen bekannten Feuilletonisten für die Summe von 20,000 Franken. Was sind 20,000 Franken für ihn? — nichts als ein Zug der Harke. Benazet ist es nicht, den wir deshalb ansuldigen; aber was soll man von der Industrie in der gegenwärtigen Literatur denken, wo ein Schriftsteller seine Feder dem Dienst der Roulette weicht, wo er, kurzweg gesagt, der literarische Croupier von Trente et Quarante wird? Gegen Ende des Jahres wird „ein Sommer in Baden“ erscheinen; und es wird die „illustrierte“ Vorrede zu der nächsten Saison in Baden seyn. — Wir, unseres Theils, enthalten uns aller Erörterungen und Erläuterungen zu dieser Stimme der französischen Zeitschrift. Früher hatten wir alles Ernstes geglaubt, „der Kolonel Benazet“ werde von der Tagespresse gar nicht angegriffen.

(Karlsruhe). Unser Theater gibt Wiederholungen und zum Theil nur unbedeutende Stücke. Die meisten der bessern Mitglieder sind verreist. Unter diesen Umständen war es erfreulich, durch Herrn Hoch einige der älteren Meisterwerke uns vorgeführt zu sehen, wie den Wallenstein, Lear, Clavigo (Hoch: Beaumarchais), Götz u. s. w. Er bekundete darin ein wahrhaftes Talent und einen bedeutenden Fortschritt, so daß es allgemein bedauert wurde, daß ihm so selten und gleichsam nur ausnahmsweise die Gelegenheit zu Theil wird, dem Publikum sich zu zeigen. — Vor längerer Zeit sahen wir die Lodoiska wieder und Cherubini's Meisterwerk fand allgemeine Würdigung. Man spricht jetzt davon, daß bei der Zurückkunft unserer auswärtig schweifenden Sänger, ähnliche Erneuerungsversuche mit Gluck'schen Opern gemacht werden sollen. Herr und Frau Haizinger, die wegen Familientrauer der Ausübung ihrer

Kunst entzogen waren, sind wieder hierher zurückgeführt.

(Stuttgart). In Korb wurde der israelitische Lehrer auf eine andere Stelle versetzt. Es fehlte an jüdischen Kandidaten des Lehramtes und ein christlicher Schulmann erhielt den Lehrersposten der israelitischen Schule. Fortschritt!

(Wiesbaden). So eben kommt uns aus Soden die Nachricht, daß der nassauische Kriminalrichter Wilhelm Genth dort plötzlich an einem Nervenschlage gestorben ist. Genth stand in der vollsten Manneskraft; seine hohe poetische Begabung stand mit dem wärmsten Gemüthe, mit der edelsten Gesinnung, mit allen reimmenschlichen Tugenden in Verbindung. Wir werden in der nächsten Lieferung eine ausführlichere Charakteristik dieses edlen Todten geben, um dessen Hingang die deutsche Dichtung mehr trauern sollte, als sie es selbst noch ahnt, da Genth seine Dichtungen am liebsten verbarg und „neidisch im Selbergenuß“ schwelgte.

(Drieburg). Graf von Siersdorff, der Besitzer unseres Bades, hat die Spielbank aufgehoben und der Besuch des Bades hat dadurch nichts verloren.

(Paris). Die Taglioni hat nun für immer von der Pariser Scene Abschied genommen. Ihre letzten Vorstellungen haben allein 65,000 Franken eingetragen. Es war am 23 Juli 1827 als sie zum Erstenmale in der großen Oper erschien. Als sie zum Letztenmale tanzte, war das Publikum noch ebenso enthusiastisch, wie bei ihrem ersten Auftreten, wo sie sogleich als eine Künstlerin erster Größe erkannt wurde. — Ein Blatt vergleicht die Feder Alexander Dümas' mit der Schnelligkeit der Schwalbe, der Beharrlichkeit des Nashen, der Kühnheit des Löwen und der Gefräßigkeit des Haifisches. — Die neue Oper von Balfe, welche man in der Opéra-comique mit Beifall gab, heißt „die Paimonskinder“. Warum haben die Deutschen aus dem schönen Stoff noch nichts zu machen gewußt?

(London). Wir erwähnten neulich schon des kostümirten Balles aus Schott'schen Romanfiguren zusammengesetzt. Die Marquise

von Londonderry hatte die Ehren dieses Festes übernommen. Am hervorleuchtendsten erschienen Mademoiselle von Coigny als Edith Douglas aus dem Fräulein vom See und der Baron v. Talleyrand als Charles Pazelwood aus Guy Mannering. Die Gesellschaft bestand aus nahe an 1300 Personen der vornehmsten Stände. Der Ueberschuß der Einzahlungen nach Abzug aller Kosten, bestand in 1000 Pfund, die zum Walter Scott-Denkmale beigeuert wurden. Im Ballsaale waren viele Diamanten verloren gegangen, die aber fast alle andern Tages wieder gefunden wurden.

Anekdotisches.

(Eine Einladung zu Tisch). Es ist eine Weile her, nicht allzulange, als an einem der schönen, heißen Tage, an welchem dieser Sommer so reich ist, sich gegen Abend ein leichter, kühlender Wind erhob. Der leichte, kühlende Wind war Ursache, daß ganz Paris sich aufmachte, um ihn zu genießen. Sige kann man allzeit genug ausstehen; jetzt galt es, sich für die ausgestandene zu entschädigen. Auf den Boulevards, auf den Quais, im Jardin des Plantes, in den Tuilerien, überall wimmelte es von einer kühlungbedürftigen Menge. Unter dieser befand sich auch Arthur von **, ein wohlbekannter Fashionable der Chaussee d'Antin. Was sollte der Arme sonst anfangen? seine Freunde waren auf dem Lande, er allein in diesem gräulichen Sommer in Paris; er langweilte sich unendlich, er schlenderte herum, warum? er wußte es selbst nicht, er schlug doch wenigstens die Zeit todt.

Es war sieben Uhr ungefähr, als er zu den Tuilerien kam. Was sollte er hier thun? warum kam er her? — es war dieß eine verfängliche Frage, auf welche nicht leicht Jemand Antwort geben konnte, und er selbst vielleicht am allerwenigsten. Eben so wenig hatte er einen Grund dafür, warum er jetzt die große Allee hinunterging, als mit Einemmale seine Blicke auf einer jungen Frau haften, welche sich ungezwungen auf einem Stuhl niedergelassen hatte. Sie war allein, und sie war schön diese junge Frau, in der

strengen Regelmäßigkeit der Züge lag zugleich eine süße Anmuth des Ausdrucks.

Eine von Arthur's Haupteigenschaften war, über nichts zu grübeln. Er näherte sich also der schönen Einsamen, und setzte sich, als dächte er eben an nichts, neben ihr nieder. Wie er es eigentlich anfing, um ein Gespräch einzuleiten und fortzuführen, weiß ich nicht, — genug, nach Verlauf einer halben Stunde war die Unterhaltung in dem lebendigsten Gange.

Madame, sagte er, Sie vermögen es nicht, mich zurückzuweisen!

Aber, mein Herr, bedenken Sie doch!

Madame, ich beschwöre Sie . . .

Gut denn, es sei, mein Herr! — da Sie es wünschen, wir wollen zusammen speisen.

Wer war glücklicher als Arthur, als er die schöne Frau am Arm führte und an die schöne Wendung des kleinen Abenteurers dachte. Er nahm die Richtung zum Pavillon de l'Horloge, sie aber wandte leise ein: Mein Herr, wir müssen uns zum Gitter der Rue Rivoli wenden.

Gut, sagte Arthur, jede Straße . . .

Führt nach Rom, nicht wahr? Ist das Ihre Lebensregel, mein Herr?

Aber, mein Gott, nein, Madame, und . . . sonst . . .

Ganz mit der reizenden Rednerin beschäftigt, bestieg Arthur, ohne besonders darauf zu achten, einen Wagen, der an dem Gitter des Gartens hielt. Nur fiel es ihm, als die Thüre bereits geschlossen war und es im raschen Trabe durch mehre Straßen ging, auf, wie viel eleganter dieser Landau sei und wie viel schneller er fahre, als die gewöhnlich auf dem Plage haltenden; es war ihm nicht recht begreiflich.

Madame, sagte er endlich, ich habe dem Kutscher zu sagen vergessen, wohin er uns bringen soll.

Nicht nöthig, mein Herr, ich habe es ihm gesagt.

Aber, Madame, ich habe Sie gar nichts sagen hören, ich versichere Sie.

Ich wiederhole es Ihnen, daß der Kutscher recht wohl weiß, was er zu thun hat.

Einige Minuten später hielt der Wagen in dem Hofe eines sehr schönen Hotels der Rue Saint-Honoré, der Schlag öffnete sich, und der Tritt fiel rasselnd herunter. Arthur schaute, als er ausgestiegen war, mit verwunderten Augen um sich und stand eine Weile unbeweglich.

Ei, mein Herr, rief ihm lachend seine junge Gefährtin, Sie lassen mich allein? Das ist nicht sehr artig von einem Manne, wie Sie sind.

Ach, Madame . . .

Und der verblüffte Arthur folgte seiner geheimnißvollen Führerin, die ihn durch drei oder vier glänzend eingerichtete Salons brachte. Es war bereits ziemlich spät, die Kerzen waren noch nicht angezündet, und man unterschied nur undeutlich die Gegenstände. Endlich trat Arthur, der sich beständig führen ließ, in einen kleinen Salon, wo er trotz der Dunkelheit, die sich mit jedem Augenblick vermehrte, zwei oder drei Männer auf einem Divan bemerkte.

Einer der Männer erhob sich und rief: Ei, ei! endlich! . . .

Mein Freund, erwiderte die junge Frau, welche, seitdem man aus dem Wagen gestiegen war, kein Wort mehr geredet hatte, ich bringe einen Gast mit, auf den Niemand von uns gerechnet hat. Der Herr begegnete mir in den Tuilerien und wollte mit aller Gewalt, daß ich mit ihm speiste. Mein Herr, fuhr sie fort, indem sie sich gegen Arthur wandte, ich stelle Ihnen hier meinen Mann vor.

Pierre, sage, daß man auftragen soll. Zu Tisch, meine Herren, wir werden wohl Alle Hunger haben, nicht wahr, Herr Arthur von ***?

(Das Glück der freiwilligen Taubheit.) Die Familie der Pembroke in England bestand durchweg aus sonderbaren, excentrischen Leuten.

Der letzte Lord Pembroke hatte die Eigenheit, daß er sich taub stellte. Er schien von Allem nichts zu hören, was man ihm sagte, und entging dadurch tausend Unannehmlichkeiten. Unter andern diente ein gewisser John bereits seit dreißig Jahren bei ihm, aber leider war der alte Diener nicht wenig dem Trunke ergeben, und Lady Pembroke konnte ihn nicht leiden. Jedesmal, wenn Lady Pembroke zu ihrem Gemahl sagte:

Wir wollen den Trunkenbold fortschicken!
— erwiderte der Lord:

Ja, das ist wahr, er ist ein vortrefflicher Diener.

Aber er ist immer betrunken.

Sie haben Recht; es sind wirklich schon dreißig Jahre, daß er bei mir ist, und es würde sehr grausam seyn, ihm nicht seine etwaigen Fehler nachzusehen.

Eines Tags warf der Trunkenbold den Wagen der Lady um; die Dame kam wüthend zurück: Der Glende hat umgeworfen; wenn Sie ihn nicht fortschicken, wird er uns noch Alle umbringen.

Oi der Teufel, der arme John ist krank! Wir werden für ihn sorgen müssen.

Ich sage Ihnen, daß er betrunken ist und mich umgeworfen hat.

Er ist wahrhaftig zu beklagen. Rasch! es soll Jemand den Arzt holen.

Die Dame ging, und Lord Pembroke ließ John rufen, den er also anredete: John, ich habe erfahren, Du seiest krank, und ich bemerke wirklich, daß Du Dich kaum auf Deinen Beinen halten kannst. Das thut mir recht leid; Du bist schon so lange Zeit bei mir, und ich bin zufrieden mit Dir. Ich will Dich pflegen lassen.

John begibt sich also nach Befehl seines Herrn zu Bett; man legt ihm ein großes Juggpflaster in den Nacken, ein anderes unter den Arm und zapft ihm sechszehn Unzen Blut ab. Pembroke schickt zweimal des Tages zu ihm und läßt sich nach seinem Befinden erkundigen. Ein Krankenwärter muß beständig vor seinem Bette sitzen und ihm

von Zeit zu Zeit etwas Grüßsuppe reichen. So vergehen acht Tage. Als sie herum, ruft der Lord: Ah, es geht ihm also besser? Das freut mich; er soll zu mir kommen!

John erschien unter Zittern. O mein Gott, Mylord, rief er, ich bitte um Verzeihung; es soll mir niemals wieder geschehen!

Du hast Recht, erwiderte der taube Lord, man kann eine Krankheit niemals an ihrem Kommen hindern, und wenn Du einen Rückfall bekommst, so habe deshalb keine Besorgniß, man wird Dich mit der nämlichen Sorgfalt, wie dießmal, behandeln.

Tausend Dank, gnädigster Herr! ich werde sie nicht wieder nöthig haben.

Ich hoffe es. Erfülle nur immer Deine Pflichten so gegen mich, wie Du es bisher gethan, und ich werde immer so gut gegen Dich seyn, wie ich es bisher gewesen bin.

— Wie groß die Macht der Gewohnheit ist, mag Folgendes belegen. Die feindlichen Schiffe lagen einander gegenüber. Die Mannschaft auf beiden Seiten erwartete das Zeichen zum Angriff mit Ungeduld. Nur ein alter Kapitän, dessen kühner Muth über jedem Zweifel erhaben war, schien unruhig und nachdenklich. Die ersten Schüsse von der andern Seite trachten. — Kapitän, fragte einer der Offiziere, sollen wir antworten? — Nein, erwiderte der Alte, wir dürfen nichts überreiten, ich muß erst in meinen Verhaltungsbefehlen nachsehen. — Und er stieg in die Kajüte hinab. Die Schüsse trachten immer stärker und die vordersten Schiffe waren in dicken Rauch gehüllt. Jede Minute wurde den Soldaten zur Stunde. Den Offizier, der gefragt hatte, trieb die äußerste Ungeduld, hinabzusteigen und durch das Schlüsselloch der Kajüte des Kapitäns zu schauen. Da sah er den Alten, wie er Kaffee mahlte. Er pflegte nämlich zu einer gewissen Stunde seinen Kaffee selbst zu bereiten und hatte dieß nie unterlassen. Der Offizier bestieg wieder das Deck. — Ich habe Befehl von dem Kapitän erhalten, sprach er, Vorwärts! — Ein lautes Hurrah

war die Antwort der Mannschaft und das Kanoniren begann. Da hatte der alte Kapitän seinen Kaffee getrunken und erschien wieder oben. Der Kampf war hitzig und er kommandirte frisch den Angriff. Eine Kugel kam und raffte ihn über Bord.

— Ein Reisender kommt nach Mottiers-Travers, wo Rousseau sich einst eine Zeitlang aufgehalten hatte, und suchte Leute, die ihm noch Einiges von dem berühmten Manne mitzutheilen wüßten. Man nannte ihm zwei Personen, eine alte Frau und einen Greis. Nun, gute Frau! sagt er zur Erstern, was wüßt Ihr Euch noch von dem Herrn Rousseau zu entsinnen? — Ach, erwiderte sie, den kannte ich gut, ich wusch für ihn. — Nun, so erzählt mir doch etwas von ihm. — Er war ein guter Herr, seine Wäsche war mit J. J. R. blau gezeichnet. — Mehr wußte sie nicht zu sagen; nun wandte sich der Fremde zu dem Greise und hoffte von diesem mehr zu erfahren. Was machte denn der gute Herr Rousseau, als er hier war? fragte er diesen. — Oh, er arbeitete stets und war niemals müßig, lautete die Antwort. — Aber was that er denn? — Na, er schaffte nach seiner Art — er holte Gras und Pflanzen von den Bergen!

Personalnachrichten.

Der Groß. von Hessen hat dem w. Geh. R. u. Bundest. Ges. Freih. von Gruben, dem w. Geh. R. u. Präf. des D. App. u. Kass. Gerichts Dr. v. Arens, dem Gen. Maj. v. Carlsen und dem Gen. Major v. Pönder, das Großkreuz, dem Präl. Dr. Köhler das Komthurekreuz I Kl., dem Ob. Konf. R. Decan Dr. Ludwig und dem Decan Bauer das Ritterkreuz des Verd. D. Philipps des Großmüthigen verliehen.

— Der K. K. Gen. Maj. und Brigadier zu Hermannstadt, v. Gollisch, wurde Feldmarsch. Leut. und Divisionär in Galizien; der Gen. Maj. und Brigadier v. Jovic wurde von Binkowszje nach Sambor verlegt. Der Oberst v. Horak wurde Gen. Maj. u. Brigad. zu Hermannstadt u. der Ob. v. Loretich wurde Gen. Maj. u. Brigad. zu Binkowszje. Fürst Nic. v. Richenstein wurde Brigad. zu Prag u. v. Segür wurde Vorgesetzter der Kammer Sr. Maj. des Kaisers und von seiner Würde bei der Trabanten-Leibg. enthoben.

— Hr. W. v. Metz, Feldm. Leut. u. Divis. wurde 2. Inf. des Inf. Reg. Nr. 12. Der Gen. Major F. A. Freiherr v. Hauer wurde Feld. Marsch. Leut. u. Divis. zu Hermannstadt; Hr. Graf Schlik zu Bassano und Wisztischen wurde Divis. zu Brünn; G. Waber Divis. in Italien.

— Der ord. Prof. Geh. Just. R. Dr. Pernice wurde Curator und außerord. Reg. Bevollm. bei der Univers. Halle mit dem Charakter eines Geh. Ob. Reg. Raths. Der Direktor des Hofburgtheaters zu Wien, Franz von Holstein ist K. K. Reg. R. geworden.

— Der K. Pr. Geh. Rath R. Dr. Müller ist am Tage seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums wirklicher Geh. R. mit dem Prädikat Excellenz geworden.

— Der Privatdozent Droschel in Berlin ist zum außerordent. Professor in der medizinischen Fakultät und der Privatdozent Schmölders in Breslau zum außerord. Prof. in der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Nekrolog.

Der pens. Gen. Maj. Ruiz de Rojas st. zu Prag.

— Auf dem Schloß Pfaffendorf im Riesengebirge st. die Gräfin Gurowska, Mutter des Grafen Gurowski, Gemahls der Infantin Isabella von Spanien.

— In Paris st. der frühere Gesandte, K. Niederl. Staatsrath u. Kass. Geh. R. von Fabricius im neun- und sechzigsten Jahre. Man nennt ihn vielseitig als den Verf. der Memoiren aus Frankreichs neuester Geschichte und Gesellschaft, von welchen vornehm die Europa und die N. A. Zeit. Proben gebracht haben. Auch war er außerdem ein Freund der Wissenschaften, besonders der historischen, und mancher deutsche Gelehrte ist seinen Verwendungen Dank schuldig.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

- 1) Der Herausgerufene.
- 2) Lied: Frühlingsfeier, Gedicht von Ahland, Musik von Bertha Strauch.
August Uewald.